

Maurice de Martin - DER PREIS DER PIZZAKUNST

Ein Auszug aus dem Buch „In Bocca al Lupo – wie aus einem Berliner Jazzschlagzeuger ein apulischer Pizzabäcker wurde“.

Es gibt Leute in meiner neuen Umgebung, denen es gefällt, mich mit dem „Deutschen Gruß“ zu begrüßen und sich dann diebisch darüber zu amüsieren, dass ich darauf *totally not amused* reagiere.

„Mensch, das könnt ihr doch nicht mit mir machen, wisst ihr denn nicht, was das bedeutet? In Deutschland gäbe es dafür sofort eine Anzeige mit erheblichen Konsequenzen!“

Die Antwort lautet dann ungefähr so:

„Aber hier ist nicht Deutschland. Außerdem hat Hitler den Gruß von den Römern kopiert – also ist das unser Erbe, und wir können damit machen, was wir wollen. Wenn ihr in Deutschland damit nicht klarkommt, tangiert uns das nicht weiter!“

Es gibt in diesem Zusammenhang eine ganz bestimmte Szene mit einer Armbanduhr, über die ich lange gezögert habe, ob ich über sie überhaupt aufschreiben soll. Sie spielt nicht in der Pizzeria meines Chefs Francesco, sondern in einer kleinen, etwas heruntergekommenen Pizzeria direkt am Bahnhof von Bari.

Mein ehemaliger Lehrer aus Warschau, bei dem ich mein Diplom gemacht hatte, hatte mir geraten, dort vorbeizuschauen. Der Chef sei ein alter Bareser, ein Original, der noch ein paar wirklich traditionelle Pizzen mache und viel zu erzählen habe. Ich solle ihn einfach anrufen – vielleicht könne ich ein oder zwei Tage bei ihm mitarbeiten.

Nach knapp zwei Monaten bei Francesco tat ich das. Wir wurden uns schnell einig, und ein paar Tage später stand ich für ein Wochenende bei ihm hinter dem Ofen. Francesco fand das nicht besonders toll, verbot es mir aber nicht.

Bevor die Bahnhofspizzeria öffnet, braucht es – wie überall – einen mehrstündigen Vorbereitungsprozess, in dem unzählige Styroporkisten mit Büffelmozzarella, rohem und gekochtem Schinken, Auberginen, Zucchini, Thunfisch, Lachs, Tomaten, Paprika, Scamorza, Höhlenkäse, 'Nduja, Champignons, Cardoncelli und so weiter für die Zutatenboxen vorbereitet werden. In dieser im Vergleich zum späteren Betrieb fast spaartig entspannten Phase ergeben sich immer wieder Gelegenheiten für private Gespräche.

Mein junger Kurzzeit-Kollege namens Arnel aus Montenegro, der fünf Tage die Woche in der Bahnhofspizzeria arbeitet und von allen meinen süditalienischen Lehrern mit Abstand das größte

Talent als Ausbilder besitzt, erklärt mir jeden Arbeitsschritt vor und nach dem Ofen mit Akribie und Geduld. In den Pausen steht er in der Ecke und lernt für einen Geschichtstest an der Gastronomieschule in Bari. Es gehe um Faschismus, sagt er, und die Lehrerin sei eine berüchtigte Kommunistin, die allen Schülern, die sich nicht eindeutig als links positionierten, schlechte Noten gebe. Er fragt mich, ob ich ihm den Unterschied zwischen Faschismus und Nazismus erklären könne.

Ich will gerade über die Bedeutung der *fasces* sprechen – dieses Rutenbündel mit dem Axtblatt, das die Römer und Etrusker als Amtszeichen nutzten und das Mussolini für die Faschisten vereinnahmt hatte –, da hört der Chef zu und fällt mir ins Wort:

„Ich erkläre euch jetzt mal die Tatsachen: Die *fasces* bestehen aus drei starken Kraftsymbolen, die zusammengebündelt die Macht des italienischen Volkes darstellen, mit der es jederzeit allen Feinden eine auf die Mütze geben kann!“

Genau das habe Hitler verstanden, sagt er, und sei deshalb in Deutschland so lange erfolgreich gewesen, wie er den faschistischen Idealen gefolgt sei.

Ich erwidere, irritiert und bewusst ironisch:

Ach so – deshalb haben die Italiener im Ersten und Zweiten Weltkrieg also alle wichtigen Schlachten verloren? Er schaut mich verständnislos und trotzig an. Ich solle nur abwarten – morgen werde er mir etwas mitbringen, das mich überzeugen werde.

Am nächsten Tag ruft er uns in der Küche zusammen, öffnet seinen Rucksack und hält uns ein langes schwarzes Etui unter die Nase. Er sagt, er habe es am Grab des Duce gekauft – *originale*. Ich soll es öffnen. Darin liegt eine Pilotenuhr der deutschen Luftwaffe, mit Reichsadler und Hakenkreuz auf dem Zifferblatt – vermutlich eine, wie sie Stuka-Piloten nach erfolgreichen Feindflügen bekamen. Als ich sie herausnehme, fährt er mich an:

„Mann, pass auf! Die ist echt! Die hat noch nie jemand rausgenommen!“

Ich drehe die Uhr um. Auf der Rückseite klebt ein CE-Sticker mit chinesischer Aufschrift.

Ich sage ihm, alles schön und gut – das sei nun einmal eine Nazi-Devotionalie –, aber was das jetzt beweisen solle, verstehe ich nicht. Außerdem würde ich ihm dringend raten, diese Uhr zu Hause zu lassen, falls er einmal nach Deutschland reisen wolle: Dort sei das Tragen solcher Symbole verboten und damit eine Straftat.

Er wird emotional, gestikuliert immer heftiger und fragt, warum gerade diese Symbole verboten seien, andere aber nicht. Das sei doch völlig widersinnig.

Ich antworte: „*Forse perché dietro a questi simboli ci sono sei milioni di ebrei morti???*“

(Vielleicht, weil hinter diesen Symbolen sechs Millionen tote Juden stehen???)

Er explodiert. Wir stehen Nase an Nase. „*Che cazzo! E Stalin? Sessanta milioni di morti!*“

(Scheiße! Und Stalin mit seinen sechzig Millionen Toten?)

Dann steht er da, mitten in der Küche der Bahnhofspizzeria, in seiner Pizzaiolo-Uniform, reckt die rechte Hand in die Höhe und schreit mir dreimal ins Gesicht:

„Heil Hitler! Heil Hitler! Heil Hitler!“

Stille. Niemand bewegt sich.

Ich sage schließlich:

„*Ora sto finalmente tagliando la mozzarella.*“

Jetzt schneide ich endlich mal den Mozzarella.

Am folgenden Tag entspinnt sich daraus eine weniger emotionale, aber nicht minder absurde Diskussion über das symbolische Erbe von Nazis und Faschisten. Ich sage kaum noch etwas und höre nur zu. Unter anderem erfahre ich, dass die Swastika eigentlich ein altes indisches Symbol sei, das die Nazis nur falsch herum übernommen hätten – weshalb, so ein indischer Guru, die Deutschen den Zweiten Weltkrieg verloren hätten.

Am Ende klopf mir der Chef auf die Schulter: Lass dich nicht verarschen. Hätten die Deutschen nicht Russland und England angegriffen, hätten sie den Krieg gewonnen – und dann sähe die Welt heute ganz anders aus. Also auf jeden Fall besser für Italien.

Ein Deutscher steht also in Süditalien in einer Bahnhofspizzeria und wird mit der ideologischen Geisterbahn Europas konfrontiert.

Mir wäre dazu noch viel eingefallen, ich habe mich aber entschlossen, zu schweigen. Eigentlich war ich ja gekommen, um seine Pizzakunst zu erforschen; was der Preis dafür sein würde, hatte ich nicht geahnt. An jenem Abend, als ich nach meiner Schicht durch die dunklen, leeren Straßen des Bahnhofsviertels zur Parkgarage ging und in mein Auto stieg, wusste ich, dass es mein letzter Abend in dieser Pizzeria gewesen war.

Nicht jede politische Debatte ist so absurd und angespannt, aber mir fällt immer wieder auf, wie offen hier darüber gesprochen wird, dass man Trump „grande“ findet – oder Putin. Ich weiß, welche Reaktionen solche Sätze in meiner eigenen Echokammer auslösen würden. Hier wirken sie, als kämen sie von einem anderen Planeten.

Ein älterer deutscher Freund, der schon lange in Süditalien lebt, meinte dazu einmal:

„In Italien ist es den meisten ziemlich egal, ob du links, rechts oder sonstwo stehst. Man zofft sich, sagt sich ein paar harte Dinge – und am nächsten Tag sitzt man wieder zusammen an der Bar. Statt Politik redet man dann lieber eine halbe Stunde über die Zubereitung irgendeines Gemüses. Wirklich ernst wird es nur beim Fußball – da weiß plötzlich jeder mehr als der Trainer.“

Ein junger, ganzkörper tätowierter Barkeeper im Rock-Club um die Ecke – wo jeden Samstagabend ein Bassdrum-Soundcheck stattfindet, als würde gleich *Napalm Death* spielen, es dann aber doch nur ein weiterer Eros-Ramazzotti-Epigone mit leicht verzerrter Gitarre ist – erklärte mir einmal, Italien wäre heute eine Weltmacht auf Augenhöhe mit Russland und den USA, hätte das Schicksal es nicht so schlecht gemeint.

Und im Café Roma an der Piazza XX Settembre erklärte mir der Eisverkäufer – gleichzeitig Ultra-Tifoso des FC Monopoli – das „wahre Italien“: Ohne die EU wäre Italien heute die Nummer eins in Europa: der beste Fußball, die besten Autos, die schönsten Frauen, das beste Essen, das schönste Land, die beste Musik, die beste Kultur. Nur weil die EU Italien unten halte, sei man nicht die Nummer eins.

Eine alte Schulfreundin, Kirchenorganistin aus München, die mit einem Italiener verheiratet ist und seit zwölf Jahren im Friaul lebt, erklärte mir später die Komplexität dieses Landes so:

„Maurice, die Seele eines Volkes zeigt sich immer hinter dem Lenkrad. Hier siehst du Männer in Porsche-SUVs, mit Frau und Kind an Bord, gleichzeitig telefonierend, textend und rauchend mit 160 auf dem Mittelstreifen links blinken – nur um dann plötzlich rechts in eine Ausfahrt zu ziehen und eine Vollbremsung zu machen, weil dort das dreirädrige Fahrzeug eines Gemüsehändlers halb auf der Straße steht, während der Besitzer daneben pinkelt. Und wie durch ein Wunder passiert nichts. Das Heiligenbildchen an der Windschutzscheibe hat hier also wirklich eine Funktion. Verstehst du das, verstehst du dieses Land. Verstehst du es nicht, bleibst du hier immer ein Fremder.“